

«Wir würden Jugendliche in die Illegalität treiben»

Social-Media-Verbot Die Onlinewelt stellt Eltern und Lehrpersonen vor Herausforderungen. Digital-Expertin Lara Wolfers von der Universität Basel warnt aber davor, den Internetzugang für unter 16-jährige zu verbieten.

Isabelle Thommen

Australien hat im Dezember ein Social-Media-Verbot für Kinder und Jugendliche eingeführt. Der französische Präsident Emmanuel Macron will ein Verbot für unter 15-jährige, der deutsche Bundeskanzler Friedrich Merz befürwortet eine Einschränkung. Ist ein Verbot sinnvoll? Im Interview ordnet Lara Wolfers, Professorin für «Digital Lives» an der Universität Basel, ein:

Wie gehen Sie bei Ihren eigenen Kindern die Nutzung von sozialen Medien an?

Meine Söhne sind neun und elf. Ich habe keine nur negative Einstellung zu Medien. Was ich versuche zu machen, ist, mir tatsächlich anzugucken, was sie nutzen, und darüber zu reden. Ich habe beispielsweise «Minecraft» oder «Zelda» gespielt. Mein Jüngerer spielt eher Spiele, und mein Älterer lässt das Handy eher liegen. An meinen Söhnen sehe ich, wie unterschiedlich die einzelnen Kinder und Jugendlichen sind. Deswegen gibt es auch nicht die eine funktionierende Strategie für alle.

Sollte die Schweiz ein Social-Media-Verbot einführen?

Grundsätzlich nein. Zumindest nicht in der Form, wie es in Australien gemacht wurde. Zum einen finde ich 16 zu alt. Eine Schranke ist sinnvoll, aber ich würde sie niedriger setzen. Zudem funktioniert das Verbot in Australien nicht. Wir hätten also eine schlechtere Situation als die aktuelle, weil wir Jugendliche in die Illegalität treiben würden und uns die Gesprächsgrundlage wegnehmen würden. Ich würde andere Massnahmen bevorzugen.

Zum Beispiel?

Eine Möglichkeit wäre beispielsweise, vielmehr über die Plattform-Mechanismen zu gehen. Also «Dark Patterns», von denen wir wissen, dass sie negative Konsequenzen haben, zu verhindern. Dazu gehört das ewige Scrollen auf Social-Media-Plattformen. Das ist bei Jugendlichen nicht anders als bei Erwachsenen. Sie haben genauso Schwierigkeiten, ihre Zeit zu begrenzen. Und sie sehen Inhalte, die ihnen mental zusetzen. Ich würde es bevorzugen, wenn wir es schaffen würden, die Plattformen besser zu gestalten oder klarer zu regulieren. Wir müssen zudem an Schutzmechanismen arbeiten.

Was für Schutzmechanismen schweben Ihnen vor?

Gerade im sexuellen Bereich gibt es online einfach viel unkontrollierten Zugang und viel unkontrollierte Kommunikation. Im Offlineleben haben wir teilweise die gleichen Dinge, die passieren, aber wir haben viel bessere Mechanismen als Gesellschaft. Wir bringen beispielsweise schon ganz kleinen Kindern bei: «Mit einem Fremden solltest du nicht mitgehen.» Im Onlinekontext klappt das irgendwie noch nicht so gut.



«Es gibt einen Unterschied zwischen Drogen, die klare körperliche Effekte haben, und einem Medium», sagt Psychologieprofessorin Lara Wolfers. Foto: Pino Covino

Das Internet gibt es bereits seit einigen Jahrzehnten. Weshalb dauert es so lange, hier einen guten Umgang zu finden?

Das Problem ist, dass sich die Welt extrem schnell verändert. Auf Social Media gab es zum Beispiel am Anfang wirklich ganz viele Interaktionen, dann hatten wir eine Zeit, in der es viel um Selbstdarstellung ging, jetzt sind wir gerade mit Tiktok und Reels eigentlich im Entertainmentbereich. In der Forschung nennen wir das «Moving Target»: Unser Forschungsgegenstand verändert sich die ganze Zeit. Wir müssen uns ständig fragen, ob unsere Studien vor einem Jahr schon veraltet sind.

Was ist denn für Kinder gefährlich an den sozialen Medien an sich?

Wir wissen teilweise noch nicht, was schlecht ist und was nicht. Für eine Person kann etwas gut sein und für die andere nicht. In der Forschung wird es dann sehr kleinteilig. Bei einigen Dingen sehen wir aber klare Befunde. Dazu gehört das Körperbild. Wenn die Jugendlichen immer perfekte Körper sehen, scheint sich das eher negativ auf ihr Selbstbewusstsein und ihr Körperbild auszuwirken. Zudem können wir belegen, dass tendenziell positive Inhalte besser sind als negative. Es ist aber schwierig, das «Doomscrolling» auf Social Media isoliert zu betrachten, weil wir halt auch in einer Welt leben, die derzeit in verschiedenen Krisen steckt.

In Australien war der Abstimmungsspruch «Let Them Be Kids» ein prominentes Argument gewesen. Stehlen die sozialen Medien unseren Kindern die Kindheit?

Ich finde nicht. Es gab beispielsweise einen Trend, bei dem Kinder der Youtube-Videos mit ihren Spielzeugpferden gedreht haben. Das ist unglaublich kreativ.

«Ich würde es bevorzugen, wenn wir es schaffen würden, die Plattformen klarer zu regulieren.»

Begriffserklärungen

— Social Media: Soziale Medien. Dazu gehören Plattformen wie Facebook, Instagram, Snapchat, Youtube, Twitter oder Tiktok.
— Scrolling: Verschieben von digitalen Bildschirmhalten.
— Doomscrolling: Zwanghaftes und exzessives Scrollen durch schlechte Nachrichten.
— Dark Patterns: Manipulative Benutzeroberflächen oder Webdesigns, die durch psychologische Tricks beispielsweise zu Käufen oder Datenfreigaben führen sollen.
— «Mario Kart», «Minecraft» und «Zelda»: Videospiele. (red)

Da haben sich Kinder ganz tolle Geschichten ausgedacht, Texte geschrieben und das gefilmt. Da ist so viel Kompetenzaufbau. Nur weil das mit einem sozialen Medium zusammenhängt, muss es deswegen nicht schlecht sein. Viele Prozesse, die wir in der Kindheit haben – sich ausdrücken, eine Leidenschaft für etwas entdecken, Freunde finden, Fehler machen –, das passiert jetzt letztendlich alles auch online. Den Slogan aus Australien finde ich zu plakativ. Es ist aber entscheidend, dass wir nicht alles aus dem Offlineleben mit Onlineaktivitäten ersetzen. Das tut auch Erwachsenen nicht gut. Es geht darum, eine Balance zu finden.

Wie können Eltern ihren Kindern einen guten Umgang beibringen, wenn sie diesen teilweise selbst nicht haben?

Indem man es gemeinsam lernt. Viele Expertinnen und Experten empfehlen, sich gemeinsam hinzusetzen und dann nicht nur Regeln für die Kinder, sondern auch für die Eltern zu machen. Beispielsweise: «Handy weg am Küchentisch.» Oder man nimmt sich am Samstag bewusst zwei Stunden Zeit, um gemeinsam «Mario Kart» zu spielen. Das gemeinsame Nutzen hat eigentlich nur positive Effekte, weil man dann eine Leidenschaft teilen kann und in die Welt des Kindes eintaucht. Man sollte offen sein und in Dinge eintauchen, die einen selbst vielleicht nicht interessieren oder die man noch nicht kann.

Nicht selten sind die jüngeren Generationen flinker mit neuen Technologien...

Man muss kein Experte sein, um das zu regulieren. Es ist aber unglaublich schwierig, weil sich die Dinge so schnell entwickeln und die Eltern heute oft beide arbeiten müssen. Keine Frage, dass man das nicht immer perfekt lösen kann. Es ist aber wichtig, wenigstens zu versuchen, dran-zubleiben, sich zu unterhalten und immer wieder zu gucken: «Was macht mein Kind da?»

Wie kann ich als Elternteil oder Lehrerin erkennen, dass ein Kind die richtigen Kompetenzen hat, um mit sozialen Medien umzugehen, wenn ich selbst diese Kompetenzen nicht habe?

Ich glaube, man weiss es nie wirklich. Gewisse Dinge sind intuitiv klar, beispielsweise, dass sieben Stunden am Smartphone zu viel sind. Ich glaube, dass viele Kinder, Jugendliche und Eltern selbst sehr gut einschätzen können, was ihnen eigentlich guttut. Jeder ist selber Expertin oder Experte für die eigene Situation, dafür braucht man nicht viel Wissen. Das gemeinsame Nutzen ist meiner Meinung nach das Kernziel. Wenn man selbst auf diesen Plattformen unterwegs ist, dann weiss man auch, mit welchen Problemen man konfrontiert wird. Was wirklich nicht passieren sollte, ist, dass man aufgibt und sagt: «Ach, diese Videospiele, mit denen kann ich nichts anfangen.»

Die Social-Media-Diskussion geht in den USA in die Big-Tobacco-Richtung: Die Smartphone-Nutzung wird mit Rauchen oder Zucker verglichen und als Sucht bezeichnet.

Wie bewerten Sie das?
Es gibt einen Unterschied zwischen Drogen, die klare körperliche Effekte haben, und einem Medium. Natürlich passieren durch soziale Medien suchtarartige Dinge, weil sie ähnliche Belohnungsprinzipien ansprechen. Wir dürfen die Metapher aber nicht ins Extrem führen. Mir ist der Vergleich mit dem Essen lieber. Es gibt gesündere Inhalte und weniger gesunde Inhalte. Und es gibt problematische Nutzungsweisen.

Gibt es Dinge, die Ihnen als Mutter Sorgen bereiten?

Man muss sich sicher überlegen, ob man dem Kind die Nutzung von KI erlaubt und wie man das erklärt. Und die Frage klären, wie man damit umgeht, wenn die Kinder irgendwann Pornografie sehen. Denn sie werden es ohne Frage sehen, irgendjemand hat das Zeug immer auf dem Handy. Das sind Fragen, die schwierig sind – als Mutter und als Forscherin. Meine Philosophien sind einerseits «Reden, reden, reden» und andererseits «Flexibel bleiben und sich selber hinterfragen».

Morgen, am 4. März, diskutiert Lara Wolfers zum Thema Social-Media-Verbot für unter 16-Jährige an der Uni Basel.